

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 4

Artikel: Mit Mann und Ross und Wagen... [Fortsetzung]
Autor: Mayer, Pierre-Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fortsetzung:

Ein junger Genfer, Pierre Louis Mayer, hat sich in die Armee Napoleons anwerben lassen. Von Italien marschiert das Riesenheer über Deutschland gegen die russische Grenze, dem sichern Verderben entgegen.

Galante Abenteuer

Nun will ich ein schönes Stück von Deutschland überspringen, das wir sehr fröhlich und bei bester Gesundheit durchquerten, ja, selbst ohne ein Loblied auf die Deutschen, das menschenfreundlichste Volk der Erde, zu singen. Aber wenn ihr einmal einem von diesen armen Handwerksburschen helfen könnt, so tut es ohne zu zögern, denn sie zögern auch nicht, um Gutes zu tun.

Wir marschierten über Dresden nach Preussen. Ich logierte mit Herrn Rantier, meinem Leutnant. Da ging ich mir die

Eier holen im Hühnerstall. Es waren da auch zwei Bauernweiber, die alt schienen, so rauh ist das Land und so schlecht der Boden. Diese Bauernweiber konnten aber nicht mehr als dreissig Jahre alt sein. Ich hatte die dumme Idee, den beiden den Hof zu machen, weil ich nichts Gescheiteres zu tun hatte, und so kam ich zu zwei Frauen, die mich beide liebten, und zwar ohne eine Spur von Eifersucht, so dass ich mir vorkam wie ein kleiner Sultan. Aber dieses Glück hat nicht lange gedauert, denn wir mussten weiter. Später fiel ich in ein schlechtes Logis in einem grossen Bauernhof, und zwar mit dem Sergeanten Delaitre, den ich einst unter mein Bett geworfen habe.

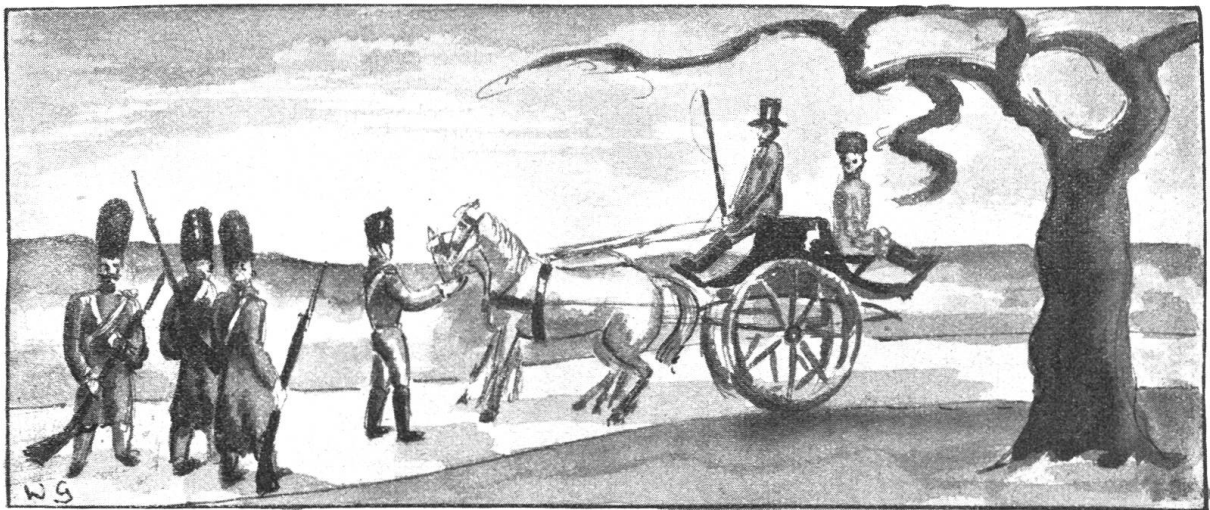
Wir blieben dort acht Tage. Die grossen Gebäulichkeiten dieses Hofes liessen auf den grossen Reichtum der Herrschaft schliessen. Alles Vieh war aber weggeführt worden, und es blieben nur noch zwei prachtvolle Pfauen übrig, ein gutes

Dutzend hübsche Mädchen und zwei grosse Hunde. Man gab uns ein Zimmer im Hofe, dessen Fenster zu ebener Erde standen. Die Mädchen brachten uns das Essen; aber kaum hatten sie uns die Töpfe gereicht, so liefen sie auch schon davon; aber man sah wohl, dass das nur eine List war, um ihnen nachzulaufen.

Die französischen Soldaten leben nur für den Ruhm und die Liebe. Der Sergeant sagte zu mir: « Wir müssen wissen, wo sie schlafen! » So ging ich auf die Suche und fand auch ihr Nest. Dieses Nest war in einem grossen Stall und bestand aus einer riesigen Kiste, in der wohl sechs bis acht schlafen mochten. Die Kiste hing aber hoch über dem Boden, und die Mädchen bedienten sich einer Leiter, um hinaufzukommen, die sie jedesmal hochzogen, sobald sie in der Kiste waren. Wir beschlossen, sie in der Nacht zu besuchen. Da stand ich, die Hand auf dem Türdrücker, und öffnete sachte; diese verfluchte Türe fing aber zu knarren an, was unsere Dulzineen natürlich alarmierte. Wir hörten sie lachen und eiligst die Leitern hinunterklettern.

Da wir nichts sahen, lief ich tastend nach vorn und kam zum Fusse der Leiter. Da fand ich ein Mädchen, das sich zitternd an die Leiter drückte; ich hielt sie, und sie sagte kein Wort. Im selben Augenblick aber hörte ich Lärm. Es war der Bauer, der mit Licht kam, um nachzusehen. Wir retteten uns nach der Türseite, liefen aber über sie hinaus und kamen zu einer Stiege, die auf den Boden führte. Ich fand ein Dachfenster, sprang hinunter und empfahl dem Sergeanten, mir zu folgen. Er aber wagte es nicht. Man hielt ihm eine Laterne unter die Nase, währenddem ich über den Hof lief und auch ohne weitem Unfall in unser Zimmer kam.

Der Sergeant wurde noch tüchtig abgekanzelt, aber natürlich auf Deutsch, wovon er kein Wort verstand. — Die Mädchen aber lachten uns ins Gesicht, um uns zur Wiederholung zu reizen. Ich muss noch sagen, dass diese deutschen Mädchen die Franzosen gut leiden mögen. Wenn die Soldaten auch viel schlimme Augenblicke erleben, so gibt es manchmal doch recht angenehme.



„Ich tat mich im Requirieren hervor . . .“

Das Elend fängt an

Wir marschierten auf Glogau. Bevor wir ankamen, hiess man uns grosse Gala machen. Da war es recht lustig, alle die Soldaten im Hemde zu sehen, wie sie auf der Strasse Toilette machten. Die Mädchen und Weiber, die vorübergingen, verdeckten sich die Augen mit gespreizten Fingern. Als wir in bester Gala waren, zogen wir ein mit klingendem Spiele. Wir erhielten für acht Tage Kommissbrot, welches man aber in zwei Tagen essen konnte, so schön war es, und so gross war die Versuchung.

Aber seit dem Tage fing auch das Elend an. Die Soldaten, welche in Deutschland so gut gepflegt waren, begannen abzumagern, und die Strapazen wurden unsere ständigen Reisebegleiter. Immer dieselben lehmigen Strassen, und in den Wäldern steht das Wasser gelb wie Urin und hat einen unerträglichen Sumpfesgeschmack.

Nach allen möglichen Strapazen kamen wir nach Kalisch, der ersten Stadt von Polen. Die Häuser waren gestopft voll von Soldaten. Nach zwölf brotlosen Tagen erhielten wir ein rundes dreipfündiges Brot für fünfundzwanzig Mann. Wir waren unser zwölf Mann in der Hütte eines Juden einquartiert. Diese Hütte war so gross wie ein Taschentuch. Ich legte mein Zeug hin und ging hinaus, um nicht in dem entsetzlichen Geruch dieses Rattenloches zu ersticken.

Da kam mein Leutnant, Herr Rantier, der mich gut leiden mochte, und fragte mich: «Bist du gut logiert?»

«Wie ein Hund.»

«Nimm dein Zeug, und komm mit mir!»

Das machte ich, und er führte mich in sein Quartier, welches entzückend war und wo ich mich sofort einrichtete. Die Dame in diesem Quartier war Modistin, sie war Witwe und lebte friedlich von ihrer Arbeit mit ihrer Magd, welche erst 19 Jahre alt war und frisch wie ein Apfel. Nachdem ich mich in diesem Paradies eingerichtet hatte, machte ich sorgfältig Toilette. Ich fasste meinen Rockkragen mit einem weissen Bändchen ein, zog eine saubere Hose an und wusch meine Schuhe mit Wagenschmiere. Dann ging ich aus, um mir eine hellblaue Hose zu kaufen, fein wie Sackleinwand. Draussen begegnete ich meinen armen Teufeln von Kameraden, welche von Pontius zu Pilatus liefen, um Brot aufzutreiben, welches zu 3 Franken verkauft

wurde und dazu noch ungeniessbar war. Ich führte meine Kameraden zu einem Juden, welcher grosse, schwarze Brote hatte. Ich handelte mit ihm um seine grossen Brote, und da er mir einen Preis nannte, der seinem Namen Ehre machte, bedeutete ich meinen Kameraden, das Brot zu nehmen und sagte dem Juden, er solle mit ihnen gehen, um sein Geld zu holen. Wahrscheinlich hat er üble Münze erhalten!

Die Soldaten kochten sich Sauerampfer mit etwas Mehl, aber ohne Butter und Salz. Sie richteten Kartoffeln her, Klösse wie Billardkugeln und Zwiebeln, feingeschnitten wie Schnüre. Und das sollte erst der Anfang sein! Schöne Aussichten für den Rest!

Ein Zusammenbruch

Wie ich zu stillen Zwecken in mein Quartier zurückkam, machte ich es mir zur Pflicht, meiner Deutschen süsse Augen zu machen; leider konnte ich fast nicht deutsch sprechen; aber unsere Augen verstanden sich, und so wurden wir bald einig. Vorsichtshalber fragte ich sie, wo ich schlafen sollte; sie zeigte mir ein kleines, fensterloses Zimmer, das aber sehr sauber war, dann fragte ich sie, wo sie schlief, und sie zeigte mir ihr Bett, das unter dem Bett ihrer Herrin stand.

Das enttäuschte mich sehr. Beim Schlafengehen kroch ich in das weiche Federbett, das mit einer guten Decke versehen war, die ich aber der Hitze wegen nicht ertragen konnte. Ich schlief ein, wie man mit 20 Jahren schläft, wenn man sechs Meilen gemacht und 30-40 Pfund getragen hat. Und weil es das beste Bett war, in dem ich je geschlafen habe, begann ich von zu Hause zu träumen. Mir war, ich sehe meine Mutter, die mir die Leintücher umschlug, damit ich mich ja nicht erkälte. Ich schlief einen guten Schlaf und glaubte mich in Genf; als ich aber aufwachte und mich besann, sagte ich mir: «Ach, du bist 400 Meilen weit davon weg in Polen!»

Plötzlich erinnerte ich mich wieder an meine Deutsche, und ich stand auf, um zu ihr zu gehen; aber das verfluchte Mädchen hatte mich eingeschlossen. Ich aber, fest in meinem Entschluss, hob die Türe und sprengte die Nägel, ohne grossen Lärm zu machen, und die Türe ging auf, ohne dass jemand aufwachte. Da ich nichts sah, tastete ich mich zu ihrem Bett, berührte aber mit meiner Hand ihr Gesicht, so dass sie auf-

wachte. Sie machte erst eine erschrockene Bewegung, dann stiess sie mich sanft zurück. Ich sagte ihr ganz leise auf Deutsch: «Che-till!» Da schob sie sich zur Seite, um mir Platz zu machen. Als ich aber mein anderes Bein ins Bett zog, zum Teufel, da brach das ganze Bett mit einem Höllenlärm zusammen. Die Herrin setzte sich erschrocken auf und rief: «Vasistase?» Das Mädchen antwortete, es sei der Franzose, der mit ihr habe schlafen wollen. Die Dame schimpfte mit mir und sagte, ich sei sehr frech. Ich lief zu meinem Bette zurück, um nicht alle diese deutschen Wörter mitanhören zu müssen, und lachte, aber etwas gezwungen; dabei schlug mir das Herz wie einem Füllen, das man zu Ader lässt.

Am andern Morgen, beim Morgenkaffee vor dem Abmarsch, liess mich das Mädchen verstehen, sie hätte sich das Bett schon etwas solider gewünscht. Die Dame war so liebenswürdig, meinem Hauptmann nichts davon zu sagen, der mich wohl lachend gestraft hätte.

Die russische Grenze

So waren wir denn wieder unterwegs. Den Tag, als wir aus der Stadt zogen, biwakierten wir zum ersten Male. Aber das Elend verliess uns nicht: denn wir konnten keine Lebensmittel auftreiben. Man beklagte



„Der Halunke will ihr die Pfanne nicht geben . . .“

sich beim Prinzen Eugen, der unser Armeekorps kommandierte. Der liess Leute aufstellen, die darüber wachten, dass niemand aus dem Lager kam. Wir aber begannen überall unsere Freunde, die Polen, zu plündern, welche darob zu unsern Feinden wurden. Man fand oft erschlagene Soldaten im Wald. In den Biwaken fehlte aber auch alles, sogar das Kochwasser.

Wir kamen zum Niemen, der russischen Grenze. Ueber den Fluss führte eine Brücke, ein Kommandant der Genietruppen über-

wachte 4 Soldaten, welche nur je eine Mar- ketenderin pro Bataillon über die Brücke liessen und alle abwiesen, welche keine Er- laubnis hatten. Diese armen Frauen, welche ihren Liebhabern gefolgt waren, machten die Dirnen oder die Wäscherinnen. Da habe ich unvergleichliche Qual gesehen und Tränen! Ich denke aber, dass diese Un- glücklichen später doch wieder zum Heere kamen. Ich erinnere mich, 36 Pferde ge- zählt zu haben, welche beim Ueberqueren des Flusses vor Hunger starben.

Welch traurige Aussicht, rauben zu müs- sen, um zu leben! Als wir aber den Niemen hinter uns hatten, wurde nichts mehr ge- schont. Im Biwak beschäftigten sich die einen mit dem Bau von Unterschlüpfen für die Nacht, die andern machten die Suppe, wenn überhaupt etwas da war, um Suppe zu machen. Die besten Fussgänger aber

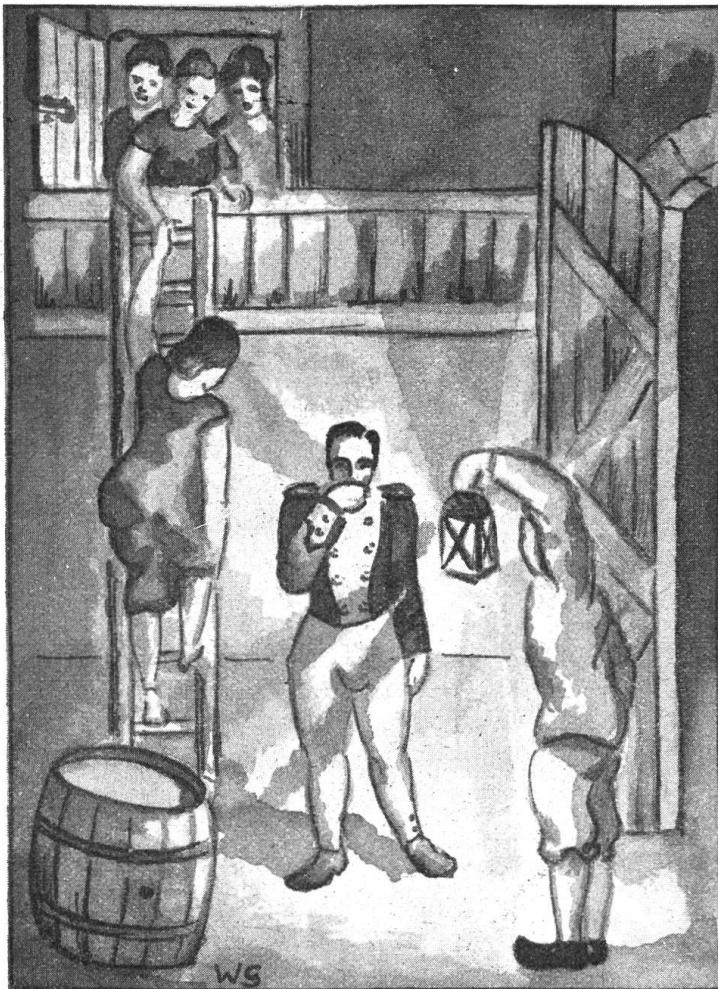
wurden plündern geschickt, um den Leuten im Lager Lebensmittel zu bringen.

Ich war einer der tüchtigsten Marodeure, ich schreckte vor nichts zurück. Meine Obern schmeichelten mir, und um ihnen zu gefallen, wagte ich alles. Da ich nicht gerne Laubhütten baute, schlief ich gewöhnlich unter freiem Himmel, indem ich mir den Kopf mit der Kapuze bedeckte, um mich vor den Mücken zu schützen. So konnte ich zu jeder Zeit loskommen, um Lebensmittel aufzutreiben. Ich kam oft mit einem be- ladenen Wagen zurück, und dann boten mir die Kameraden einen Platz unter ihren Laubhütten an; denn wer sich nicht zu hel- fen weiss, hat kein Recht zur Gemeinschaft.

Einmal fanden wir viele Eier; wir füllten einen grossen Kessel, mussten aber weit damit laufen an diesem Tage. Von den Strapazen überwältigt, sagte ich meinen vier Kameraden, wir würden ausruhen. Das war am Rande einer grossen Strasse; wir zün- deten also ein gutes Feuer an und kochten unsere Eier, indem wir den Kessel mit Wasser füll- ten. Währenddem sie kochten, schliefen wir aber ein, und an- dere Marodeure, welche eine feine Nase hatten, haben uns den ganzen Kessel samt den Eiern gestohlen und zudem noch mein Bajonett, was ich am meisten bedauert habe. So war ich dann genötigt, mir ein an- deres zu stehlen, damit sich die Leute nicht über mich lustig machten.

Prinz Eugen

Nun will ich etwas nachholen, das ich vergessen habe. Bevor wir nach Plockau kamen, liess man uns bataillonsweise im Karree aufstellen und teilte uns Adler oder Seidenstücke mit zwei grossen goldenen Tupfen aus. Auf diese Seidenstücke war in goldenen Lettern geschrie- ben: Ulm und Wagram. Dann führte man uns nach Plockau. Man liess uns Gala machen, und dann wurde das ganze Regiment in Schlacht- ordnung aufgestellt. Es war die Parade vor dem Prinzen Eugen.



„Der Sergeant wurde tüchtig abgekanzelt . . .“

Dieser grosse Kriegsherr kam ganz allein und in Zivil, der Oberst ging ihm entgegen; der Prinz nahm seinen Hut ab; aber der Oberst behielt seinen Tschako auf; denn der Tschako wird nie abgezogen, selbst nicht vor dem Kaiser.

Ein Tambour der Grenadiere trat aus der Linie, und der Prinz fragte ihn, was er wolle.

«Mein Prinz, ich bitte um die Gnade, in die Garde des Kaisers eintreten zu dürfen!»

«Wieviel Dienst hast du?»

«Zwölf Jahre.»

Nach einer guten Empfehlung des Obersten kam er am andern Tag in die kaiserliche Garde. Ein wenig weiter unten verlangte ein Grenadier, einer der tapfersten des Regiments, die Ausmusterung, weil er schlecht sehe. Sie wurde ihm gewährt.

Nun aber kehre ich wieder ins Biwak zurück. Einmal kam ich wohl eine gute Meile abseits; aber ich fand keine Feder, so hatte unsere Vorhut die Gegend schon gesiebt und den verborgensten Winkel durchstöbert. Weil die Russen, welche wir verfolgten, beim Rückzug alles einäscherten, blieb uns verflucht wenig zum Beissen.

Die armen Bauern verkrochen sich in die grossen Wälder, wo die Kavallerie sie nicht verfolgen konnte und die Marodeure sich nicht hinein getrauten. Und oft verhungerten diese unglücklichen Familien.

Eines Tages sah ich ein Kalb, welches friedlich im Garten einer Baracke weidete. Ich kam auf es zu, und das arme Tier liess sich fangen. Ich fiel über es her, warf es zu Boden und schnitt ihm den Hals durch mit meinem Messer. Zeit meines Lebens werde ich mich an diese Art Mord erinnern. Ich sagte mir: «Wie muss es einem Mörder zumute sein, der einen solchen Mord an seinesgleichen vollbringt!» Wir mussten aber essen!

Nachdem ich das Kalb gut hatte ausbluten lassen, lud ich mir das arme Tier auf den Buckel und trug es ins Lager. Meine Kameraden zerlegten es und setzten es für das Nachessen aufs Feuer. Aber das Fleisch ekelte mich an; denn in dieser Gegend ist das Vieh sehr mager, auch hatten wir kein Körnchen Salz, um es zu essen, und meistens nicht einmal ein Stück Brot. Alles Brot aber, wenn es welches gab, wurde auf folgende Weise gemacht: Diejenigen, welche Mehl hatten auftreiben können, richteten sich in der Hütte eines

Bauern ein, wo ein riesiger Ofen stand; den heizten sie ein, rührten ihr Mehl mit Wasser an, so gut es ging, und buken sich das Brot, welches sehr flach wurde, weil keine Hefe darin war. Diese Brote hiess man: «Gallettes». Andere wieder buken den Teig auf den Kohlen.

So lässt man ein Heer vor Hunger krepieren. Es wäre zu wünschen, dass die Eroberer dieselbe Not durchmachen müssten; aber den grossen Wölfen fehlt nichts.

Als Retter von Frauenehre

Einmal sahen wir eine halbe Meile vor uns ein Herrenhaus und marschierten auf es zu. Als wir in seiner Nähe waren, kam ein älterer Herr auf uns zu, ganz zerzaust und bleich wie der Tod. Als er bei uns war, sagte er: «Sie sind Franzosen, meine Herren?»

«Ja!» entgegnete ich.

«Rettet die Ehre meiner Tochter!»

Wir fingen an zu laufen, und weil ich der Jüngste war, kam ich als erster an. Ich trat in einen grossen Salon und sah einen polnischen Soldaten, welcher (o feige Brutalität!) ein schönes, ohnmächtiges Fräulein in den Krallen hatte, und eben im Begriff war, sie auf dem Kanapee zu schänden. Ich versetzte ihm einen fürchterlichen Fusstritt in die Seite, so dass er rücklings hinfiel. Meine Kameraden, die Grenadiere, walkten ihn gründlich durch und versetzten ihm jeder einen Fusstritt ins Gesicht. Wir liessen ihn bewusstlos liegen, und ich denke, dass ihm die Lust, wieder anzufangen, wohl vergangen ist. Mein ganzes Leben aber habe ich es bereut, ihm nicht mein Bajonett in den Leib gejagt zu haben, so wäre ein Feigling weniger auf der Welt gewesen.

Währenddem sich die Mägde um das Fräulein bemühten, führte uns der Herr in den Hof und gab uns, um uns zu belohnen, das bisschen Mehl, das ihm geblieben war, und einen alten Hahn, welcher den Marodeuren entwischt war und der sich unter einer Baracke versteckte. Der Herr half uns selbst noch, den Hahn zu fangen; er dankte uns und bedauerte, dass er nicht mehr zu geben habe. Leider habe ich den Namen dieses braven Mannes vergessen. Wir aber kehrten ins Lager zurück, froh, etwas Gutes getan zu haben, etwas heimzubringen, um Suppe zu machen und vor allem den Hahn zu besitzen, den wir unserm Hauptmann schenken wollten.

Am andern Tage, als wir mit unserm Regiment wieder unterwegs waren, sahen wir von weitem einen Grenadier der kaiserlichen Garde kommen, der sich seinen Tornister von einem Bauern tragen liess. Herr Rantier, mein Leutnant, hielt ihn an, schimpfte ihn einen Lumpen und verabreichte ihm eine tüchtige Tracht Prügel. Der Bauer aber war froh, dass er wieder in seine Hütte heimkehren durfte.

Ein andermal sahen wir auf der Strasse zwei Soldaten der alten Garde. Die beiden führten einen Wagen, auf welchem ein Fass stand, das wohl vier Mass enthalten mochte. Leider machten wir Halt, und die beiden Soldaten begannen uns ihr Getränk zu verkaufen, welches ein Gemisch von Honig und Schnaps war. Die Burschen verkauften uns aber das famose Getränk für 10 Sous das Gläschen. Der Oberst wurde neugierig und kostete ein Gläschen; aber kaum hatte er davon getrunken, so meinte er: «Ach, ihr verkauft das Gläschen nur für 10 Sous, das ist ja umsonst!» Darauf liess er das Pferd ausspannen, befahl die Plünderung und liess den Wagen und das Fass verbrennen, um ihnen einen tüchtigen Denkkzettel zu geben, dafür, dass sie ihr Getränk zu teuer verkauften, welches sie selbst nur die Mühe des Stehlens gekostet hatte.

Der Leser wird wohl über die Ungerechtigkeiten erstaunt sein, welche die armen Bauern erdulden mussten. Die armen Teufel wurden gezwungen, Wagen zu stellen, und nachdem sie schon ganz Polen durchquert hatten, liess man sie mit ihren Wagen noch weit nach Russland hineinziehen. Damit sie in der Nacht nicht fliehen konnten, wurden sie bewacht; die Bauern aber liessen schliesslich Wagen und Pferde im Stich und kehrten heim, nachdem sie 200 bis 300 Meilen sinnlos gelaufen waren. Man kann sich denken, in welchen Aengsten ihre Familien waren, denn die Fron sollte einen einzigen Tag dauern.

Wir erhielten von Prinz Eugen Befehl, ein paar Tage Rast zu machen, um auf den Lebensmittelzug zu warten, welcher viel Verspätung hatte. Man steckte uns kompagnieweise in die Dörfer so gut es ging.

Da war ein Leutnant namens Ilair; der hatte einen Bruder, welcher Grenadier in der alten Garde war; die beiden Brüder hatten sich seit 10 Jahren nicht mehr gesehen. Das Garderegiment zog durch unser Dorf, der Grenadier sah die Nummer des 35. Re-

giments. Er erkundigte sich nach seinem Bruder, fand ihn und blieb 10 Minuten. Sie umarmten sich, tranken zusammen und dann mussten sie sich wieder trennen, vielleicht für immer. Man kann sich denken, dass Napoleon mit solchen Soldaten auf sichere Siege zählen konnte.

A la guerre comme à la guerre

Man liess einen Soldaten in das Spital führen, das war zwei Meilen weit weg. Der Bauer, welcher die Fahrt nicht machen wollte, legte den Kranken in einen Strassengraben, im Glauben, er würde in der Nacht noch sterben. Kameraden, welche ins Dorf zurückkehrten, hörten Stöhnen und Seufzen und fanden den armen Soldaten bewusstlos. Sie flochten sich aus Aesten eine Bahre, legten den Kranken so gut als möglich darauf und trugen ihn ins Dorf zurück, wo ihn die Bemühungen des Chirurgen wieder ins Leben zurückriefen. Man liess den Gemeindepräsidenten kommen, welcher den fraglichen Bauern wohl oder übel ausliefern musste. Dann dachte man sich die Strafe aus, welche man ihm applizieren wollte. Nachdem man den Kerl tüchtig durchgeprügelt hatte, hing man ihn an den Beinen auf, bis er schwarz wurde wie Kohle. Hierauf nahm man ihn ab und fesselte ihn mit Stricken. Man machte dem General Broussier Rapport, welcher ins Dorf kam und ihn zum Tode verurteilte. Man erschoss ihn in Gegenwart aller Bauern, welche man hatte sammeln lassen. Die Strafe scheint hart, aber man hat ihn eben gerichtet wie einen Mörder.

Wie ich vom Kantonement weggehe, begegnet mir unsere Marketenderin Katherine, welche ein Handgemenge mit einem Einheimischen hatte, dem sie eine schöne Kupferpfanne wegnehmen wollte. Wie sie mich sieht, ruft sie: «Komm hilf mir, der Halunke will mir die Pfanne nicht geben, und ich brauche sie doch, um Biwak zu machen!» Ich zog mein Bajonett gegen den guten Mann, was ihn dann veranlasste, die Pfanne herzugeben. Merkwürdig, dass diese Leute uns nicht geben wollen, was ihnen gehört!

Am gleichen Tage wurde ich auf Vorposten kommandiert. Bei Einbruch der Dämmerung stellte der Korporal seine Wache von sechs Leuten in dem trockenen Gras auf. Der erste, der Schildwache stehen sollte, weigerte sich, indem er sagte, er sei



„Der Schlaf überwältigte mich . . .“

so müde, er würde einschlafen. Alles Drohen, man werde ihn füsillieren, nützte nichts. Er tat keinen Schritt. Ich wurde an seinen Posten aufgestellt, und der Korporal zog sich zurück, nachdem er mir das Passwort gegeben hatte. In der Nähe, wo ich war, befanden sich einige Baumstümpfe, und ich beging die Unvorsichtigkeit, mich gegen einen derselben anzulehnen. Nach einer Viertelstunde überwältigte mich der Schlaf. Ich sank ins Gras und schlief zwei volle Stunden. Und so fand mich der Korporal mit der Ablösung. Ich bin nie besonders stolz auf diese Episode gewesen. Die Sache lief noch glimpflich für mich ab, es hätte auch etwas anderes absetzen können. In diesen Zeiten spassete man nicht, besonders auf Vorposten.

Am andern Tag marschierten wir ab bei einer unerträglichen Hitze. Mitten in einer kahlen Gegend machten wir Rast, es gab da kein Wasser und zufällig nur einen einzigen Baum, eine Tanne. Alle diejenigen, welche in der Nähe des Baumes waren, genossen seinen Schatten mit viel Vergnügen. Ich war einer von diesen Glücklichen und sass am Rande des Schattenplatzes. Da kam unser tapferer General Broussier mit seinem

Gefolge auf unsern Baum zu. Die Herren schmolzen förmlich vor Hitze.

Ich stand sofort auf, ging auf den General zu und hatte die Kühnheit, ihm meinen Platz anzubieten. Da hättet ihr sehen sollen, wie liebenswürdig er mir folgende schöne Antwort gab, welche mein Herz nie vergessen wird: «Bleibe nur, mein Freund, ich danke dir, du hast den Schatten nötiger als ich!»

Ich kehrte auf meinen Platz zurück und bemerkte, wie der General mit dem Obersten über mich sprach.

Wir hatten einen Tambour, welcher Vivant hiess, der hatte 20 Jahre Dienst. Eines Tages ging er in das Haus eines Juden und verlangte Brot. Der Jude wollte ihm keines geben. Der Soldat packte ihn am Bart und schüttelte ihn etwas kräftig, was wohl erlaubt ist. Der Jude beklagte sich beim Hauptmann, welchem er eine Flasche Hydromel (Gemisch von Honig und Schnaps) brachte. Der Hauptmann schlug den Tambouren mit der Flachseite seines Säbels. Der Tambour sagte zum Hauptmann: «Ich werde mich beim General beklagen», was er auch tat. Er verschaffte sich Papier und

schrieb einen Brief, den er eigenhändig dem General überreichte. Als der ihn gelesen hatte, befahl er dem Hauptmann zu ihm zu kommen. Der Hauptmann zog seinen Säbel und senkte die Spitze zum Boden, zum Zeichen seiner Unterwerfung. Als er ganz nahe war, sagte der General zu ihm: «Herr Hauptmann, der Kaiser duldet es nicht, dass man seine Soldaten schlägt. Ich kann die Epauletten geben, aber ich kann sie auch wieder nehmen!»

Und der General ging weg, ohne ihn zu grüssen, wodurch er in Gegenwart aller Offiziere sehr gedemütigt wurde. Der Tambour verlangte darauf die Kompagnie zu wechseln, was ihm auch gewährt wurde, um Zusammenstösse mit dem Hauptmann zu verhindern.

Kleiderstaub statt Pulver

Unser Hauptmann sollte uns zu unserer Division führen, er irrte sich aber, und anstatt uns gegen Russland zu führen, schlug er die Richtung gegen Frankreich ein. Als wir so eine Meile oder zwei marschiert waren, begannen wir zu murren und liessen ihn merken, dass er sich geirrt habe, aber er, verstockt wie der Esel des Papstes, antwortete: «Ich kommandiere, und ihr habt zu gehorchen!»

Die Leutnants Soyez und Rantier sagten ihm auch, dass er sich irre. Wir machten noch ein paar Schritte, aber Herr Soyez, dekorierter Leutnant, ein Mann von Verdienst, hielt plötzlich an, zog seinen Säbel, stiess ihn in die Erde und schrie mit Donnerstimme: «Ich gehe keinen Schritt weiter!»

Da hielt die ganze Kompagnie an, und der Hauptmann, dem niemand mehr gehorchte, musste wohl oder übel umkehren und liess den Leutnant die Kompagnie führen. Herr Soyez aber kommandierte sofort: «Rechts um kehrt!» So marschierten wir wieder dahin, wo wir hergekommen waren und verloren gute vier Stunden. Den Tag haben wir mindestens 18 Meilen gemacht.

Die Sonne war am Untergehen, als wir durch ein Dorf kamen, welches am Rande der Heerstrasse lag. Ein Grenadier der alten

Garde gab unserm Hauptmann den Befehl in eine Baracke zu gehen, um mit einem Kommissär zu sprechen. Es war vom Kaiser ein Befehl gekommen, alle ledigen Pferde aufzuhalten. Zu diesem Zwecke war hier ein Bureau eingerichtet, und der Hauptmann musste wirklich seine Pferde dort lassen.

Der Bursche des Hauptmanns war aus dem Süden. Er fürchtete den Geruch des Pulvers und meldete sich krank. Man führte ihn in das Spital in irgendeiner Stadt. Mein verfluchter Hauptmann warf ein Auge auf mich als Stellvertreter; ich wagte nicht zu refüsieren, weil ich die Folgen fürchtete; dann dachte ich auch daran, dass ich besseres Essen bekäme, liess mich ködern, und so wurde ich Putz- und Pferdeknecht. Das ging ganz gut acht Tage lang. Aber dann kam ein Vorfall, der alles verdarb. Man hatte alle Kundschafter von den Bataillonen zu einer Vorhutstruppe gesammelt und vorausgeschickt. Sie marschierten zwei Tagemärsche vor uns. Eines Tages holten wir sie in einer kleinen Stadt ein, in der sie viel Schnaps aufgetrieben hatten. Sie liessen uns aus ihren Feldflaschen trinken. Ich beauschte mich aber sehr schnell, weil wir zu der Zeit wenig zu essen hatten. Da ich nicht mehr gehen konnte und doch nicht zurückbleiben wollte, was ein guter Soldat immer vermeiden muss, kam ich auf den Gedanken, den Lederriemen von meinem Gewehr abzunehmen und ihn an einer Kanone zu befestigen, die mich dann auch schlecht und recht durch den bodenlosen Dreck ins Lager schleppte, denn es regnete stark an diesem Tage. Ich legte mich dann in einen Graben, wo ich halbwegs im Wasser lag, und schlief famos. Am Morgen stiess mich der Hauptmann mit seiner Stiefelspitze auf und liess mich Roggen schneiden für sein Pferd. Ich war aber noch nicht recht nüchtern und sagte ihm, dass ich nicht mehr Putz sein wolle, dass ich mich viel lieber mit den Feinden herumschlagen würde.

«Ich werde später mit dir abrechnen!» meinte er sehr zornig.

(Fortsetzung folgt)

